

PETER WIESINGER

Erinnerungen an Begegnungen mit Germanisten aus den Ostblockstaaten während der kommunistischen Zeit

Autor artykułu nawiązał kontakty z językoznawcami niemieckimi pochodzącymi z państw komunistycznych Europy Wschodniej już podczas swego pobytu w Marburgu (od roku 1962). Kontakty te rozszerzył po powołaniu go w roku 1971/72 na stanowisko kierownika katedry na Uniwersytecie Wiedeńskim. Od roku 1973 nawiązane zostały koleżeńskie kontakty z pięcioma uniwersytetami i instytucjami w Polsce oraz pięcioma w NRD. Artykuł przedstawia subiektywne spostrzeżenia i doświadczenia autora ze wspólnych konferencji oraz spotkań podczas gościnnych wykładów. Sytuacja w Polsce, stwierdza autor, była inna niż sytuacja panująca w NRD.

Der Autor hatte schon während seiner Marburger Zeit ab 1962 germanistische Sprachwissenschaftler(innen) aus den kommunistischen Oststaaten kennengelernt und baute diese Beziehungen nach seiner Berufung als Ordinarius an die Universität Wien 1971/72 aus. So kam es seit 1973 zu Kontakten besonders zur Kollegenschaft von je 5 Universitäten und Institutionen in Polen und in der DDR. Beschrieben werden die subjektiven Eindrücke und Erfahrungen bei Tagungen und als einzelne Begegnungen bei Einladungen zu Gastvorträgen. Dabei erwies sich die Situation in Polen anders als in der DDR.

The author of the article established contacts with German linguists originating from the communist countries of Eastern Europe when he stayed in Marburg (since 1962). He developed those contacts following his appointment, in 1971/72, for the position of the chairman of the faculty at Vienna University. Since 1973, he made contacts with colleagues from five universities and institutions in Poland and five in the GDR. The article presents subjective observations and experiences of the author from joint conferences and meetings during his guest lectures. The situation in Poland, according to the author, was different than the situation prevailing in the GDR.

1. Allgemeines

Es wird heute viel von Gedächtniskultur und Wachhaltung historischer Zeitabschnitte und Ereignisse geredet. Aber das betrifft nur bestimmte Anlässe und Geschehnisse, die ideologisch und politisch wichtig erscheinen. Vieles wird aber, sei es unbewusst im schnellen Fluss der Gegenwart oder sei es mit der Absicht des Verdrängens, vergessen und schwindet aus dem Gedächtnis. Dazu gehören in den westlichen deutschsprachigen Ländern Österreich und Deutschland die rund 40 Jahre kommunistischer Herrschaft unter dem Druck der Sowjetunion, wo doch beide Staaten an den Eisernen Vorhang grenzten und von Ereignissen in Mitleidenschaft gezogen wurden wie den Erschießungen von Flüchtlingen an den abgeriegelten Grenzen, der Mauer in Berlin, dem Aufstand und der Massenflucht 1956 in Ungarn und der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 durch die Truppen des Warschauer Paktes, um nur die politischen Großereignisse jener Jahre in Erinnerung zu rufen. Vielfach griffen die politischen Abgrenzungen auch schmerzlich in die persönlichen Verhältnisse und Beziehungen einer Menge von Menschen ein, so vor allem durch Behinderungen oder überhaupt Unterbindung von Verwandtenbesuchen, zeitweilige Briefzensur und Verfolgung zurückgebliebener Angehöriger bei Republikflucht. Aber selbst in den eigenen Ländern ist von den schwierigen Lebensverhältnissen jener Zeit heute kaum mehr etwas zu hören, was an ähnliche Verhältnisse in der Nachkriegszeit der 1950er und frühen 1960er Jahre erinnert. Damals wollten die Österreicher vorwärts streben im zügigen Wiederaufbau, dem raschen wirtschaftlichen Aufschwung, der Schaffung neuer internationaler Beziehungen, neuen Auslandserfahrungen bei wieder möglichen Reisen und bei Urlauben besonders in den Mittelmeerländern, den Erleichterungen des Alltagslebens durch neue Gerätschaften, der Teilhabe am Weltgeschehen durch das neu eingeführte Fernsehen und der Schaffung eines neuen kulturellen Lebensgefühles durch amerikanische Kultureinflüsse besonders in der Mode und in der Unterhaltung mit Musik, Tanz, Film und Theater. So wurden die Verstrickungen in den Nationalsozialismus, die Judenverfolgungen, die Kriegsergebnisse mit Bombardements, Gefangenschaften und teilweise schmerzlichen persönlichen Erlebnissen durch die Besatzungsmächte verdrängt, um im neuen Aufschwung einer aussichtsreichen guten Zukunft Raum zu schaffen. Ähnlich erscheinen mir in den letzten Jahren die Haltungen und Einstellungen der Menschen in den östlichen Nachbarländern, seit vor nunmehr 20 Jahren die politische Wende erfolgte und die Erneuerung vor sich ging. Sie ließ nach den anfänglichen politischen Säuberungen oder Unschuldserklärungen

Erinnerungen an Begegnungen mit Germanisten aus den Ostblockstaaten

gen weitgehend den Schleier des Vergessens über die vergangenen Zeiten breiten. Ja, einfache Leute trauern ihnen teilweise sogar nach, weil sie damals ohne Anstrengung und Selbsteinsatz versorgt waren, indem der Staat einem jeden einen Arbeitsplatz und ein gesichertes Einkommen gab.

Es ist deshalb sehr zu begrüßen, dass im vorliegenden Band Erinnerungen an die Germanistik während der kommunistischen Zeit bis 1989/90 gesammelt und wach gehalten werden sollen. Wenn ich von den Herausgebern zur Mitwirkung eingeladen worden bin, dann deshalb, weil ich seit 1973 durch 17 Jahre ständig als Gast östliche Länder besucht und auf diese Weise verschiedene Kontakte mit germanistischen Kolleginnen und Kollegen hatte. Die gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen – und das muss betont werden! – können freilich nur subjektiv sein. Meine Beziehungen begannen aber schon früher während meiner Assistenten- und Dozentenzeit seit 1962 am Forschungsinstitut für deutsche Sprache – Deutscher Sprachatlas der Philipps-Universität in Marburg an der Lahn in Deutschland. Dort wurde nicht nur 1965 der „Zweite Internationale Dialektologenkongress“ veranstaltet, an dem von ihren Ländern ausgewählte Fachkollegen aus der Deutschen Demokratischen Republik (DDR), aus Ungarn, Jugoslawien und der Tschechoslowakei teilnehmen konnten, sondern wo sich auch wenigstens aus der Tschechoslowakei und aus Polen Sprachwissenschaftler zu Forschungsaufenthalten einfanden, wozu noch Rentner(innen) aus der DDR hinzu kamen. Das bot nicht nur Gelegenheit zu fachlichen Diskussionen, sondern darüber hinaus auch zu Gesprächen über die jeweilige Lage und zu näherem Kennenlernen und der Herstellung von wenigstens geringen brieflichen Kontakten, die allerdings wegen der Gefahr, daheim als westlicher Konspirant eingestuft und eventuell sogar belangt zu werden, nicht sehr goutiert wurden und sich deshalb meist auf Zusendung von Sonderdrucken, Urlaubsgrüßen und Weihnachts- und Neujahrsschreiben beschränkten. Ein Teil derselben Kollegen und einige mehr nahmen auch an den Internationalen Kongressen für Phonetik 1964 in Münster und 1967 in Prag teil, wobei letzterer lagebedingt zahlreiche Sprachwissenschaftler aus den östlichen Ländern zusammenführte.

Als ich 1971/72 von Marburg nach Wien als Ordinarius für deutsche Sprache und ältere deutsche Literatur – die damals übliche Bezeichnung und Kombination heute gänzlich getrennter Fächer – berufen worden war, strebte ich danach, die bereits angebahnten Ostkontakte auszubauen und zu intensivieren. Ich hielt dies insbesondere im Hinblick auf die DDR aus zweierlei Gründen für überaus wichtig. Einerseits beschränkt die dortige Sprachwis-

senschaft unter dem Einfluss der marxistisch-leninistischen Sprachwissenschaft der Sowjetunion in Bezug auf die Erforschung der deutschen Sprache und ihrer Geschichte eigene, von der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und der Schweiz abweichende Wege, die manche jüngere linksorientierte westliche Linguisten für fruchtbar hielten, so dass es notwendig war, sich diese Entwicklungen näher anzusehen. Andererseits bestand, was wesentlich wichtiger war, von Österreich aus als einem neutralen Staat im Gegensatz zur politisch westlich-amerikanisch gebundenen Bundesrepublik Deutschland und damit für mich als österreichischen Staatsbürger die Möglichkeit, wenn anfänglich auch schwierig, nach Ostdeutschland zu reisen und damit jene begonnenen Kontakte mit der Kollegenschaft weiter zu pflegen und auszubauen, die den Germanisten der Bundesrepublik bis in die 1980er Jahre versagt blieben und auch dann nur sporadisch möglich waren. Hinsichtlich der DDR kamen auch noch persönliche familiäre Beziehungen und Erfahrungen hinzu. Durch meine Großmutter väterlicherseits habe ich nämlich Verwandte in Dresden, was mir schon in den 1950er Jahren durch den Briefwechsel meines Vaters und seit den 1960er Jahren durch eigene Briefkontakte und schließlich seit 1977 durch Besuche Einblicke in das Privatleben verschuf.

Hinsichtlich weiterer Länder boten sich neue Gelegenheiten zu Anknüpfungen von Beziehungen. So hatte sich ein Grazer Kollege seit Ende der 1960er Jahre um die Herstellung von Beziehungen zu Fachkollegen des vor der Türe liegenden Nachbarlandes Jugoslawien bemüht, was insofern erfolgreich war, als sich das Land unter Marschall Tito als erstes östliches Land eine gewisse Unabhängigkeit von der Sowjetunion zu verschaffen wusste und westliche Kulturbeziehungen aufnehmen konnte. So kam 1973 in Ljubljana (Laibach) die erste gemeinsame Tagung zustande, an der sich sowohl Angehörige der neueren und älteren Literaturwissenschaft als auch besonders von jugoslawischer Seite mehrere Sprachwissenschaftler(innen) beteiligten und woraus bis in die Mitte der 1980er Jahre eine in Abständen von drei Jahren stattfindende Einrichtung entstand, die dann allerdings durch die sich anbahnenden ethnisch-nationalen Konflikte ins Stocken geriet und rasch aufhörte. Ein Jahr später veranstaltete dann die Kulturabteilung der österreichischen Botschaft in Warschau in Verbindung mit der dortigen Universität eine Tagung mit rund 20 polnischen und österreichischen Sprach- und Literaturwissenschaftler(inne)n, die neue Kontakte eröffnete. Solche erfolgten auch mit an Sprache interessierten polnischen Literaturwissenschaftler(inne)n, denn wie im Falle von Jugoslawien entwickelte sich auch hier eine allerdings auf die Literaturwissenschaft beschränkte Tagungsfolge, zu der gelegentlich auf polni-

Erinnerungen an Begegnungen mit Germanisten aus den Ostblockstaaten

schen Wunsch auch Sprachwissenschaftler hinzugeladen wurden, was mir auch in dieser Hinsicht Beziehungen ermöglichte. Schließlich hatte ich seit 1975 Gelegenheit, an den damals noch sehr kleinen Jahrestagungen des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim teilzunehmen, wo sich die Möglichkeit ergab, Sprachwissenschaftler(innen) aus Ungarn und Bulgarien kennenzulernen bzw. aus Jugoslawien und Polen wieder zu treffen.

Das Reisen war in den 1970er Jahren allerdings beschwerlich und erforderte längere bürokratische Vorbereitungen. So waren für Polen und die DDR nicht nur amtliche Einladungsschreiben, sondern auch Ein- und Ausreisevisa und für die Tschechoslowakei Durchreisevisa erforderlich, mussten mehrere Formulare und Fragebögen ausgefüllt und meist 2-4 Lichtbilder beigefügt werden. Zusätzlich wurde verlangt, die Papiere an den Konsulaten dieser Länder persönlich einzureichen und abzuholen. Allerdings wurden angesichts der amtlichen Einladung durch eine Universität oder Institution keine Gebühren erhoben und war man vom Zwangsumtausch an den Grenzen befreit, zumal sich die einladenden Stellen zur Übernahme der Aufenthaltskosten verpflichten mussten. Erst als ich Anfang der 1980er Jahre auf Grund der Einreichung durch die Universität Wien vom Innenministerium einen Dienstpass bewilligt bekam, schuf dies Erleichterung, indem bei Durchreise bloß dieser vorzuweisen war und bei Einreise in das Besuchsland nur mehr ein Zehlschein und eine Zollerklärung über sämtliche mitgebrachte Artikel ausgefüllt werden musste. Während in Polen keine weiteren Amtsgänge mehr erforderlich waren, verlangte die DDR die persönliche Einholung einer Aufenthaltserlaubnis, was erst mit dem Dienstpass wegfiel. Für Jugoslawien und Ungarn genügte an den Grenzen die Vorlage der amtlichen Einladung und des Reisepasses.

Zur Förderung der wechselseitigen Beziehungen trachtete ich über die eigene Reisetätigkeit hinaus, zum Teil in Verbindung mit meinen Fachkollegen an den Universitäten in Salzburg, Graz und Innsbruck, Sprachwissenschaftler(innen) aus den Ostländern nach Österreich und insbesondere nach Wien einzuladen. Für den Besuch mehrerer Universitäten erlaubte dies der vom österreichischen Bildungsministerium (es führte je nach Regierung stets wechselnde Bezeichnungen) in Zusammenarbeit mit dem Außenministerium veranstaltete Internationale Professoren Austausch, der für alle Disziplinen jährlich die länderweise Einladung von meist 2-3 Professoren und im Falle der DDR aber von 6 Professoren vorsah. Da sich daran nur einzelne Institute beteiligten, konnte man damit rechnen, einschließlich der westlichen Länder insgesamt 2-3 Einladungen genehmigt zu bekommen, wovon dann 1-2

Einladungen auf die östlichen Länder entfielen. Darüber hinaus gab es in Wien noch die Möglichkeit, durch die Fakultät einen Gastprofessor für ein ganzes Semester einzuladen, wobei freilich für Germanistik nur Professor(inn)en deutscher Muttersprache in Frage kamen. Aber auf diese Weise gelang es, im Lauf der Jahre zweimal einen polnischen Sprachwissenschaftler als Gastprofessor bewilligt zu bekommen. Zwar hatte die Universität zum Austausch mit ausländischen und insbesondere mit östlichen Universitäten auch Abkommen abgeschlossen, die aber kaum zu Einladungen führten, weil dafür zu wenig Gelder zur Verfügung standen, so dass sie mehr Willenserklärungen waren als Taten ermöglichten. Immerhin konnte wenigstens einmal für einen Gast aus Polen und einmal für einen Kollegen aus der Tschechoslowakei ein einwöchiger Studienaufenthalt erreicht werden, der jeweils für Arbeiten an unserer sehr gut bestückten Fachbibliothek genutzt wurde, zumal es in den östlichen Ländern wenig Fachliteratur und wenn, dann bloß aus der DDR, kaum aber aus dem Westen gab.

Bei meinen östlichen Auslandsreisen und Besuchen von Universitäten und Institutionen standen die DDR und Polen im Mittelpunkt, wo es jeweils 5 Einrichtungen waren, die ich unterschiedlich oft mit Gastvorträgen oder der Teilnahme an Fachtagungen besuchte. Geringer waren die Verbindungen mit Jugoslawien, der Tschechoslowakei und Ungarn, wo ich zwar bei auswärtigen Tagungen immer wieder einzelne Kolleg(inn)en traf, sich aber nur gelegentlich eine Einladung an die eine oder andere Universität ergab. Dafür aber hatte ich Mitte der 1980er Jahre die Möglichkeit zu größeren Vortragsreisen in die beiden erstgenannten Länder mit dem Besuch von mehreren Universitäten. Dort war ich freilich kein Unbekannter, denn einige Kolleg(inn)en konnte ich fast jährlich am IDS in Mannheim und andere wiederum bei den alle 5 Jahre veranstalteten Internationalen Germanistenkongressen treffen, an denen ich seit 1975 regelmäßig teilnahm.

Ich denke, dass dies alles zusammengenommen genügend Voraussetzungen bietet, um einige Blicke von außen auf die Verhältnisse vorrangig in den Kreisen der germanistischen Sprachwissenschaft, teilweise aber auch der Literaturwissenschaft der östlichen Länder während der kommunistischen Herrschaft werfen zu können. Da sich meine Ostreisen in erster Linie auf Polen und die DDR konzentrierten, möchte ich meine folgenden Darstellungen auch auf diese beiden Länder beschränken. Obwohl innerhalb der letzten rund 25 Jahre mehrere Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich in Verbindung stand, verstorben sind, gebietet es nicht nur die Rücksicht auf diese, sondern auch auf die noch Lebenden sowie auf die jüngere Kollegenschaft,

die mit jenen zusammenwirkten, weder Namen von Personen noch von Orten zu nennen. Ich werde daher anonym bleiben, hoffe aber trotzdem, Anschaulichkeit in der Wiedergabe meiner sicher nicht aufsehenerregenden subjektiven Beobachtungen und Erfahrungen zu erreichen.

2. Die Kontakte mit den polnischen Germanisten

Die durch die Warschauer Tagung 1974 und die Mannheimer Jahrestagungen eröffneten Kontakte führten rasch zu ersten und anhaltenden Einladungen zu Gastvorträgen und Tagungen an polnische Universitäten. Insgesamt waren es in den anstehenden 15 Jahren drei Universitäten, die ich von Anfang an in Abständen von durchschnittlich 2 Jahren besuchte, wozu dann später noch zwei weitere Universitäten kamen.

Was gegenüber dem Westen auffiel, war die überaus große Gastfreundschaft und die Zuvorkommenheit, mit der man selbst während der kargen Jahre vor und während des Kriegsrechtes 1981 überaus herzlich aufgenommen und verwöhnt wurde. Das betraf nicht nur die Aufenthalte an den Universitäten mit Höflichkeitsbesuchen bei Institutsvorständen, Dekanen und/oder Rektoren, sondern vor allem die persönlichen Einladungen in den Familienkreis mit reichlich gedeckten Tischen an ausgewählten, hauptsächlich nationalen Speisen und die offenen persönlichen und fachlichen Gespräche. Dazu kamen noch Besuche von Opernaufführungen und Konzerten sowie Ausflüge zu Sehenswürdigkeiten der näheren Umgebung. Dabei war das Land und seine Bevölkerung arm, und selbst Professoren mussten sich trotz besserer Bezahlung bemühen, wie sie ihr Einkommen aufbessern konnten, um nach ihren bürgerlichen Ansprüchen leben zu können. So schickten wir befreundeten Kolleg(inn)en jedes Jahr zu Weihnachten Pakete, und bei Reisen waren Koffer und Tasche mit Geschenken, insbesondere mit Kaffee, Schokolade und Süßigkeiten, aber auch mit Büchern gefüllt. Als um den Kriegszustand 1981 die Lebensmittel ausgingen, bemühte man sich bei vielen Entschuldigungen zwar ebenfalls zusammenzutragen, was aufreibbar war, bat mich aber über Kaffee hinaus auch Zucker, Reis, Gries und Dauerwürste mitzubringen. Gott sei Dank gab es damals an den Grenzen der Tschechoslowakei und Polens keine strengen Kontrollen, so dass ich diese notwendigen Lebensmittel ungeschmälert überbringen konnte. Wie sehr selbst Professoren auch sonst immer wieder vom Alltag eingeholt wurden, kann folgende Episode vermitteln. Als wir einmal einen Ausflug zum Patroziniumsfest eines Wallfahrtsortes machten, wollten die Behörden offenbar die immer wieder zu hörenden Klagen

über die schlechte örtliche Versorgung der vielen zusammen kommenden Kirchgänger dahingehend beruhigen, dass sie die an sich seltene Anlieferung von Bananen dorthin dirigierten, was freilich niemand wusste. Als wir uns mit dem Auto der Kirche näherten, erblickten meine Gastgeber plötzlich einen Stand mit den begehrten Früchten. Sofort wurde angehalten und stürzte man sich auf das Angebot. Allerdings gab es dann pro Person nur ein halbes Kilo, aber die Freude und der sofortige Genuss einer Frucht ließ den Kirchenbesuch zunächst zurücktreten.

Obwohl meine Fachgebiete von Anfang an die deutsche Dialektologie und Sprachgeschichte waren, wozu seit Mitte der 1970er Jahre allmählich die Onomastik und als Varietätenlinguistik das österreichische Deutsch hinzutraten, war man bezüglich Vortragsthemen besonders am österreichischen Deutsch interessiert. Das hatte einen zweifachen Grund. Einerseits erinnerte man sich im geschichtsbewussten Polen sehr genau, wie die Teilungsmächte das Land und seine Kultur behandelt hatten, ehe nach dem Ersten Weltkrieg 1918 ein neuer Staat Polen wieder erstand. Während Preußen versucht hatte, dem Posener Land seinen Stempel strenger Ordnung aufzudrücken und Russland im Warschauer Gebiet mit eiserner Hand gewaltsam vorgegangen war, erlaubte die österreichische Oberhoheit in Galizien dem Polentum seine nationale Eigenständigkeit zu wahren, zu pflegen und weiterzuentwickeln. So traf man in den 1970er Jahren in Krakau noch alte, Deutsch sprechende Leute, die in ihrer Jugend noch die letzten Jahre der Monarchie angenehm erlebt hatten und nostalgisch von den guten alten Zeiten sprachen, so dass man als Vertreter Österreichs in der wenig angenehmen Gegenwart sehr willkommen war und von Institutsmitarbeiter(inne)n sogar zu Eltern und Großeltern eingeladen wurde. Andererseits war ja Deutsch in erster Linie ein Studium von Deutsch als Fremdsprache. Das führte in den 1980er Jahren zum deutlichen Ausbau der Fachdidaktik, die als eigene pragmatische Fachrichtung in Polen die Bezeichnung Glottodidaktik erhielt. Aber welches Deutsch sollte gelehrt werden? Die zur Verfügung stehenden Lehrbücher stammten alle aus der DDR und vermittelten ein Hochdeutsch auf mittel- und norddeutscher Grundlage, das die an allen Universitäten beschäftigten DDR-Lektoren auch als das einzig korrekte Deutsch bezeichneten und lehrten. Es wurde im Süden Polens auf Grund der österreichischen Vergangenheit und der Beschäftigung mit der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jhd.s als ‚preußisch‘ empfunden, und man kannte die österreichischen Äquivalente *Samstag* für *Sonnabend*, *Jänner* für *Januar*, *Marille* für *Aprikose*, *ich bin gelegen* für *ich habe gelegen* usw. Darüber hinaus wusste man aus der allerdings wenig bekannten und auch nicht geschätzten sowjetischen Fachlitera-

tur, dass bereits 1967 der Leningrader (St. Petersburger) Linguist Anatolij Domašnev in russischer Sprache einen *Abriß der modernen deutschen Sprache in Österreich* veröffentlicht hatte, worin er auf die nationalen Varietäten des Deutschen im Allgemeinen und des österreichischen Deutsch im Besonderen eingegangen war, ein Buch, das im Westen unbekannt blieb und wo diese Fragestellungen erst 1984 durch den Australier österreichischer Abkunft Michael Clyne mit seinem Buch *Language and society in the German speaking countries* bekannt wurden und bei rascher Rezeption zur plurizentrischen Auffassung des Deutschen mit staatsgebundenen nationalen Varietäten führten. Hier hatte die Sprachwissenschaft der DDR seit den 1970er Jahren insofern vorgearbeitet, als sie im Gefolge des politischen Drängens auf eigenstaatliche Anerkennung die Auffassung von auch zwei unabhängigen Varietäten der deutschen Sprache vortrug. So war man in Polen und vor allem in Südpolen am österreichischen Deutsch besonders interessiert und wollte durch den Einheimischen mehr darüber erfahren. Auch sonstige auf Österreich bezogene Themen der Sprachgeschichte sowie die deutsch-slawischen Lehnwortkontakte auf Grund des slawischen Substrates und der slawischen Nachbarschaft in den ost- und südösterreichischen Gebieten waren willkommene Vortragsthemen. Wegen weniger ausländischer Gäste waren nicht nur den Studierenden, sondern auch den Lehrkräften solche Vorträge sehr willkommen und füllten selbst große Hörsäle bis auf den letzten Platz. Dieses dankbare Interesse konnte den auswärtigen Gästen in Österreich leider nur annähernd beschert werden, wo man Gastvorträge möglichst unauffällig in Pflichtlehrveranstaltungen abhalten musste...

Über die obgenannten literaturwissenschaftlichen österreichisch-polnischen Tagungen mit gelegentlicher Einladung von Sprachwissenschaftlern kam ich auch in Kontakt mit einigen polnischen Literaturwissenschaftler(inne)n. Im Gegensatz zu anderen Ostblockländern gab es in Polen eine blühende Literaturwissenschaft. Sie war nur dem Umstand der geistigen Freiheit und der Unabhängigkeit von marxistischen Konzepten und Theorien zu verdanken, weswegen sie als Auslandsgermanistik auch ein Niveau erreichte, das mit der Inlandsgermanistik mithalten konnte. Was die polnischen Literaturwissenschaftler(innen) an der Sprachwissenschaft interessierte, waren besonders der Niederschlag des österreichischen Deutsch in der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jhd.s und das sprachliche Verhältnis zur Gegenwartsliteratur Westdeutschlands. Für einen Kollegen spiegelten sich die literaturwissenschaftlichen Interessen der österreichischen Germanistik einerseits im speziellen Angebot an Vorlesungs- und Seminarthemen und andererseits in den Themen der Abschlussarbeiten und Dissertationen. Da ich trotz der Ein-

ladung durch die Sprachwissenschaft wusste, dass ich bei ihm jedes Mal gewiss über diese Gebiete meiner Wiener Kollegen berichten musste, war bereits daheim die nicht uninteressante diesbezügliche Vorbereitung erforderlich. Aber aufs Ganze gesehen, war man wie überall in der Germanistik auch in Polen als Sprachwissenschaftler in Kreisen der Literaturwissenschaft ein Fremdling und Außenseiter, was aber einzelne persönliche Beziehungen nicht beeinträchtigte.

Linguistische Fachfragen konnte man mit den polnischen Kollegen sehr offen und objektiv diskutieren. Was hier trotz der Präsenz der ostdeutschen Fachliteratur und der Lehrbücher fehlte, war ähnlich der Literaturwissenschaft der in der DDR gegebene marxistisch-ideologische Einfluss und seine wissenschaftliche Auswirkung. Obwohl für längere Studienaufenthalte sowohl für den Großteil der Lehrkräfte als auch für die Studierenden bloß die DDR offenstand, mit der es Austauschprogramme gab, und nur wenige Sprachwissenschaftler Gelegenheit hatten, an das Mannheimer Institut oder an eine westdeutsche oder österreichische Universität zu kommen, orientierten sich die Professoren in ihren Forschungen an westlichen Einstellungen. Sie konnten auch aus Westdeutschland und Österreich ohne Schwierigkeiten Fachliteratur entgegennehmen und hatten auch Gelegenheit, ihre Beiträge zu Zeitschriften und Sammelbänden und ihre Bücher ungehindert und ohne innerstaatliche Kontrolle in Westdeutschland zu veröffentlichen. Für den Unterricht verfassten sie in polnischer Sprache eigene Lehrwerke, worin sie, soweit ich das ohne Kenntnis des Polnischen beurteilen konnte, ebenfalls weitgehend an die westliche Fachliteratur und die dort üblichen Methoden anknüpften. Dementsprechend breit war auch die Thematik der in der Forschung behandelten Themen. Sie betraf die Sprachgeschichte vom Althochdeutschen bis in die Gegenwart mit diachroner Phonologie, Wortforschung und sogar Dialektologie. Dabei war es im Gegensatz zu anderen östlichen Ländern durchaus auch möglich, den deutschen Entlehnungen ins Polnische nachzugehen und die einstigen deutschen Dialekte mit Hilfe von verbliebenen Deutschen hauptsächlich in gemischten Ehen mit Pol(inn)en zu erforschen, wenngleich in verschiedenen Geschichtsdarstellungen, Stadtinformationen und Kunstführern zu historischen Bauwerken in den ehemals deutschen Ostgebieten von Schlesien, Pommern und Ostpreußen die rund 700-500 Jahre deutscher Vergangenheit bis 1945 ausgeblendet und totgeschwiegen wurden. In großem Umfang aber wurden die verschiedenen Bereiche der deutschen Grammatik behandelt, wobei die kontrastive Grammatik Deutsch-Polnisch breiten Raum einnahm und sich im Hinblick auf Deutsch als Fremdsprache wie gesagt die Glottodidaktik entwickelte. Insgesamt

sicherte der freie wissenschaftliche Zugang der Sprachwissenschaft gleich der Literaturwissenschaft ein Niveau, das sich mit der binnendeutschen Forschung messen konnte. Einige Kollegen sprachen dies auch voll Stolz aus, wie umgekehrt dieses Lob den polnischen Linguisten auch seitens der deutschen Kollegenschaft zuteil wurde. So erhielt z.B. auch der Posener Sprachwissenschaftler Ludwik Zabrocki 1976 den westdeutschen *Duden*-Preis zuerkannt. Die polnischen Sprachwissenschaftler waren bei allgemeiner Ablehnung der Russen im Gegensatz zur DDR auch stolz, von der russischen Fachliteratur unabhängig zu sein und nie Russland besucht zu haben. Gleichzeitig genoss man in einem freilich nicht unbegrenzten Rahmen die geistige und ideologische Freiheit und Unabhängigkeit. So war es auch nicht notwendig, Mitglied der Partei zu sein, um als Professor wirken zu dürfen. Wer aber Parteimitglied war, wurde von den anderen scheel betrachtet, und man wurde vor solchen Personen ausdrücklich gewarnt und auf Vorsicht in Gesprächen hingewiesen. Das galt auch für die überall tätigen DDR-Lektoren, die meistens nur dann ins Ausland gesandt wurden, wenn sie ideologisch als gefestigt und vertrauenswürdig galten. Jene traten einem auch meist reserviert gegenüber, und man sollte mit ihnen auch nur über unverfängliche Alltäglichkeiten reden, denn sie mussten regelmäßig über die Geschehnisse und die Angehörigen des Instituts nach Ostberlin berichten. Auf solche Weise wurde ein Kollege auch einmal auf dem Umweg über Ostberlin nach Warschau in das Kultusministerium zitiert und vor zukünftigen allzu freimütigen politischen Äußerungen gewarnt. Trotz der nicht unbegrenzten geistigen Freiheit war also in politischer Hinsicht Zurückhaltung geboten. Als ich einmal mit einem Kollegen eine Stadtbesichtigung machte, trafen wir auf der Straße einen Mann an, der kleine weiße Büsten von berühmten Künstlern und Staatsmännern zum Kauf anbot. Darunter befand sich auch eine Büste von Marschall Piłsudski, der in den 1920er Jahren das Territorium Polens gegen die junge Sowjetunion nach Osten vorgeschoben und durch seine nicht unumstrittene Politik zumindest Polens Einheit garantiert hatte, weshalb er dem herrschenden kommunistischen Regime nicht opportun war. Um den wohl unwissenden Mann zu schützen, kaufte der Kollege sofort die Büste Piłsudskis und brachte sie bei sich in Sicherheit. Das geistige Klima in Polen und die Ablehnung der Sowjetunion bei gleichzeitigem kommunistischen Regime charakterisiert wohl am deutlichsten der mir gesprächsweise gemachte Ausspruch eines Kollegen: „Man darf in Polen alles sagen, nur nicht öffentlich ‚Nieder mit der Sowjetunion!‘“

Was einem in Polen gegenüber dem Westen auffiel, war die starke katholische Bindung und Frömmigkeit sowohl der einfachen Bevölkerung und da

von Frauen wie von Männern als auch eines Teiles der Intellektuellen und damit ein von der Kirche getragener überzeugter Nationalstolz. Zwar sagte mir einmal ein wenig religiöser Kollege, es sei zum eigenen Vorteil, sich mit der Kirche gutzustellen, aber es gab genügend überzeugte Gläubige auch unter den Angehörigen der Lehrkörper, und viele sahen gerade in der Kirche die Garantin der geistigen Freiheit. Dazu kam dann 1980 die neu gegründete Gewerkschaftsbewegung *Solidarność*, die von der Arbeiterschaft und den Intellektuellen gemeinsam zum Wohl des Landes getragen und von der Kirche unterstützt wurde. Zwar schien sie dem Regime wegen ihrer demokratischen Forderungen zu gefährlich, so dass es nach einem Jahr mit dem Kriegrecht antwortete, doch obsiegten schließlich die progressiven Kräfte. Wie sehr man sich aber mit der Kirche und kirchlichen Ereignissen identifizierte, mögen zwei Erlebnisse veranschaulichen. Als der Kardinal und Erzbischof von Krakau, Karol Wojtyła, im Oktober 1978 als Johannes Paul II. zum Papst gewählt wurde, befand ich mich gerade an einer polnischen Universität, wusste aber zunächst nichts von diesem großen Ereignis. Am nächsten Morgen trat mir die Frau eines Kollegen entgegen und forderte mich freudestrahlend auf: „Du musst mir sofort gratulieren!“ Auf meine verwunderte Frage, ob ich vielleicht ihren Geburtstag übersehen hätte, antwortete sie stolz: „Nein, aber wir haben einen polnischen Papst.“ Noch am selben Tag besuchte ich dann das kirchliche Museum, wo eine Schwester Aufsicht hielt. Da sie Deutsch sprach, machte ich ihr im Anschluss an das morgendliche Gespräch das Kompliment, es sei doch schön, dass nun zum ersten Mal ein Pole zum Papst gewählt worden sei. Da blickte mich die Nonne erstaunt an und sagte: „Das ist doch selbstverständlich, wir sind ja die katholischste Nation der Welt.“ Da der Papst in den folgenden Jahren mehrfach sein Heimatland besuchte, gab es nicht nur in jeder Kirche sein Bildnis, sondern auch Bildreportagen von seinen verschiedenen Aufenthalten. Besonders am Tag seiner Wahl war das Erzbischöfliche Palais in Krakau jedes Mal mit Fahnen und Schleifen in den Landes- und Kirchenfarben und in den Fenstern mit Blumen festlich geschmückt und in der Mitte grüßte ein Bildnis des *Pater patriae*. Auf ihn waren auch alle politischen Hoffnungen ausgerichtet, und einmal sagte mir auch eine Kollegin, dass er es sein werde, der Polen die Befreiung vom kommunistischen Joch und die Selbständigkeit bringen werde.

Als 1989/90 die Wende vollzogen war, änderte sich nichts an den persönlichen Beziehungen zu meiner Kollegenschaft. Sie blieben unverändert herzlich, und einzelne Kollegen bedankten sich sogar für die Hilfe in den vergangenen, zum Teil schwierigen Jahren. Zwar wurden die Einladungen

fortan seltener, weil nun der mögliche Kreis größer geworden war, dafür aber kam es zu neuen Kontakten mit weiteren Universitäten und Kolleg(inn)en.

3. Die Kontakte mit den ostdeutschen Germanisten

Mein erster Aufenthalt in der DDR war 1977 die Teilnahme an einer international besetzten Tagung. Dazu einzuladen erwies sich stets einfacher und unproblematischer als zu persönlichen Vortragsbesuchen, weil ja der Staat nach internationalen Beziehungen und Anerkennung strebte und solche Tagungen wenigstens im Kleinen dazu beitragen konnten. Zur ersten persönlichen Einladung kam es erst 1978 auf dem Umweg über Polen. Dort hatte ich nämlich 1976 an einer Universität einen mir bislang persönlich noch nicht begegneten Kollegen kennengelernt, der im Rahmen eines ostdeutsch-polnischen Freundschaftsabkommens als Promotionsgutachter angereist war. Da westdeutsche Einladungen nicht möglich und Briefkontakte nicht erwünscht waren, hatte der Kollege natürlich Interesse an Informationen über die westliche Germanistik, von der man sich abgeschnitten fühlte. Da wir uns sogleich auch persönlich gut verstanden, fragte er mich schließlich, ob ich eine Einladung an seine Universität annehmen würde, denn nur im Falle der Zusage würde er sich um die sicher schwierig zu erhaltende Bewilligung bemühen. Tatsächlich zog sich der Antrag fast zwei Jahre hin, bis sich der Erfolg einstellte und ich 1978 die Reise antreten konnte.

Anders als die Verhältnisse in Polen und die stets herzlichen Begegnungen mit der polnischen Kollegenschaft war die Atmosphäre in der DDR politisch geprägt und die Kontakte der ostdeutschen Germanisten, von Ausnahmen abgesehen, meist zurückhaltend. Dass man sich in einem kommunistisch bestimmten Land befand, vermittelten bereits die zahlreichen politisch-propagandistischen Tafeln und Transparente in den Städten und Universitäten. Sie verwiesen meist auf die Leistungsvorhaben der Gesellschaft im Allgemeinen und der Belegschaften der volkseigenen Betriebe im Besonderen und den durch Sozialismus im Sinne des jeweils jüngsten Parteiprogrammes allseits erzielbaren Fortschritt. Dabei war man gerade als Österreicher höchst willkommen, einerseits weil Österreich schon Anfang der 1970er Jahre den Diplomatenaustausch mit der DDR begonnen hatte und dann die Anerkennung der Eigenstaatlichkeit folgen ließ, so dass österreichische Besuche aus der Sicht der Kollegen als politisch unverfänglich galten, und andererseits, weil ich selbst trotz meines Wirkens in Wien weiterhin mit den bundesdeutschen Kollegen und der bundesdeutschen Forschung in enger Verbin-

dung stand. Dadurch konnte ich das begehrte Wissen über den wissenschaftlich aktuellen Stand im Fach und über Ereignisse im Kollegenkreis vermitteln und damit indirekt zum nicht möglichen Kontakt mit dem Fach und seinen Vertretern jenseits von Eisernem Vorhang und Mauer wesentlich beitragen. In diesem Sinn habe ich auch meine Reisen und die Einladungen von Kollegen nach Wien verstanden, wenngleich hier stets Vorsicht und Fingerspitzengefühl erforderlich waren, was man allerdings durch Erfahrung bald lernte.

Im Gegensatz zu Polen mussten in der DDR alle Professoren Parteimitglieder sein und gab es bei Tagungen stets einen Spitzel, der über das Verhalten und den Umgang der teilnehmenden DDR-Wissenschaftler mit den ausländischen westlichen Kollegen an die Universitätsbehörde bzw. die Stasi heimlich Bericht erstattete. Auch an Instituten stand man unter solcher Beobachtung, und jeder Professor musste über den Verlauf eines Besuches, die Vortrags- und Gesprächsthemen und die Kontakte mit einzelnen weiteren Institutsangehörigen schriftlich Mitteilung machen. Die meisten Kollegen verheimlichten dies, weil sie sich dafür genierten, aber jene, mit denen eine vertrautere Beziehung bestand, verschwiegen dies nicht und versuchten zu beruhigen, indem sie versicherten, nur banale Gemeinplätze zu berichten und weiterzuleiten. Umgekehrt mussten die Gäste in Wien sofort die DDR-Botschaft telefonisch kontaktieren und sich melden. Da ich solche Gespräche mit Absicht in meinem Dienstzimmer durchführen ließ, konnte ich meist hören, dass keine Aufträge zu erfüllen seien. Allerdings baten mich zweimal Kollegen vor ihrem Vortrag, die Zuhörerschaft im Hörsaal zu mustern und ihnen zu sagen, ob eventuell auffällige Fremde anwesend seien, denn dann müssten sie ihren konzipierten Vortrag sicherheitshalber teilweise abändern. Offenbar bestand die Angst darin, zu wenig oder gar keine politisch-theoretische Fundierung bzw. Rahmung zu bieten und das Thema bloß sachgerecht zu behandeln. Zu solchen Schwierigkeiten kam es zwar nie, aber es geschah, dass ein Eingeladener gezwungen wurde, seine Zusage kurzfristig zurückzuziehen, und dass drei Gäste im letzten Moment nicht die Ausreiseerlaubnis zu einer international besetzten Tagung, freilich mit starker Beteiligung aus der Bundesrepublik, erhielten. Auch jene Gäste, die kommen durften, hatten natürlich die Pflicht, zu Hause ihren Universitätsbehörden ausführlich über ihre Tätigkeiten und Begegnungen zu berichten. Nach der Wende wäre es möglich gewesen, die über mich geführten Stasi-Akten einzusehen. Ich habe es bewusst unterlassen, um die positiven Eindrücke und guten Beziehungen nicht nachträglich eventuell zu belasten.

Es bestand ein deutlicher Unterschied, ob man zu einer als international deklarierten Tagung oder als Einzelperson zu Vorträgen an eine Universität oder Institution eingeladen wurde. Für Tagungen gab es jeweils geradezu dasselbe „Gästekader“, zu dem neben mir ein bis zwei Kollegen aus der Schweiz, einer aus Belgien, einer aus der Tschechoslowakei und teilweise auch ein skandinavischer Kollege aus Dänemark oder Schweden gehörte. Obwohl der Großteil der Teilnehmer(innen) aus der DDR stammte, war die Atmosphäre jeweils unterschiedlich. Das begann zwar stets mit freundlichen Begrüßungen, aber meist musste man nach wenigen Sätzen hören, dass wir uns in den kommenden Tagen ja noch genug sehen werden, ohne dass es aber dann zu längeren Gesprächen gekommen wäre. Grund dafür war, dass es nicht nur die gefürchteten Spitzel gab, sondern dass vor Beginn einer jeden Tagung die DDR-Teilnehmenden kurz versammelt wurden und Instruktionen erhielten, wie sie sich verhalten sollten. Einmal flüsterte mir ein gut bekannter Kollege zu, sich hier nicht weiter zu begegnen und zu sprechen, sondern dies dem sich anschließenden Besuch in seiner Stadt vorzubehalten. Bei dieser Tagung war im Rahmen des Freundschaftsabkommens mit der Sowjetunion auch eine Delegation russischer Germanist(inn)en anwesend, aber es war deutlich zu merken, dass die einzelnen Gruppen unter sich blieben und nur die beiden ostdeutschen Kontaktpersonen sich den Russ(inn)en zuwandten. Wir, die wir die internationale dritte Gruppe bildeten, wurden bereits beim Frühstück im Hotel an einen gemeinsamen Tisch platziert und sowohl von den Ostdeutschen als auch von den russischen Gästen bei flüchtigem Gruß umgangen. Als aber die Tagung mit einem Theaterbesuch schloss und man sich danach verabschiedete, fielen uns zu unserer Überraschung die Russ(inn)en freudig um den Hals und dankten uns für die netten Begegnungen während der Tagung. Wie sich danach herausstellte, hatte es damals politische Meinungsverschiedenheiten mit der Sowjetunion gegeben, so dass den Teilnehmenden zuvor die Vermeidung näherer Kontakte empfohlen worden war. Umgekehrt ging es ein anderes Mal bei einer wesentlich größeren Veranstaltung zu. Freudig gingen die DDR-Kollegen auf einen zu, und rasch entwickelten sich Gespräche. Wer Erfahrung hatte, musste jedoch dabei aufhören, als ein jeder bald auf Frieden, friedliches Forschen, ja friedliche Zusammenarbeit über die Grenzen hinweg zu sprechen kam. Damals war zuvor nicht nur die Erlaubnis gegeben worden, mit der westlichen Kollegenschaft durchaus Kontakt aufzunehmen, sondern dabei vor allem die Friedensziele der DDR zu vermitteln. So waren die DDR-Teilnehmer stets angehalten, als instrumentalisierte Vermittler des je nach Lage wechselnden politischen Kurses zu fungieren. Was den wissenschaftlichen Gewinn solcher

Tagungen betraf, so war er insofern sehr befriedigend, als, von ideologischen Ausrichtungen abgesehen, sehr materialintensiv gearbeitet wurde, was fundierte Einblicke in die jeweils behandelten Gebiete ermöglichte. Das unterschied sie deutlich von Tagungen im Westen, wo vielfach stark theoretisch ausgerichtete Referate mit bloß geringen Materialgrundlagen vorgetragen wurden.

Trotz des politischen Druckes war das persönliche Verhalten der Einzelnen gegenüber dem System freilich verschieden. Während einige der politisch vorgegebenen marxistischen Linie folgten, sei es aus Überzeugung oder Karrierestreben oder bloß aus Schutz, standen andere dem politischen System reserviert bis ablehnend gegenüber. Mussten letztere durchaus persönliche und familiäre Benachteiligungen hinnehmen, so hatten es diejenigen, die zwar innerlich dem System kritisch gegenüber standen, aber zum eigenen Schutz nach außen hin so weit wie notwendig mitmachten, leichter. Obwohl man als westlicher Gast nichts zu befürchten hatte, empfahl es sich dennoch, politische Äußerungen und Diskussionen zu meiden bzw. in der Begegnung mit überzeugten Kollegen vorsichtig zu sein. Das ging freilich nicht immer. So war es mir im Mai 1986 anlässlich des Besuches zweier Universitäten nicht möglich, in der zweiten Stadt zu nächtigen, weil das bewilligte Geld für Gastbesuche ausgegangen war und damit das Hotel nicht hätte bezahlt werden können. Deshalb wurde ich täglich von einem Angestellten mit dem Dienstwagen hin und her transportiert. Da sich Ende April das Reaktorunglück von Tschernobyl ereignet hatte und es völlig divergente westliche und östliche Aussagen über die Vorgänge und besonders über die weite Teile Mitteleuropas betreffenden Auswirkungen gab, wurde ich von meinem Chauffeur während einer solchen Fahrt in eine Diskussion darüber hineingezogen. Dabei erwies sich der Angestellte rasch als Parteigänger und folgte streng der Parteiansicht, die die Auswirkungen verharmloste und die westlichen Reaktionen auf den Unfall als überspitzte antisowjetische Propaganda verurteilte. So prallten unsere diametralen Auffassungen aufeinander, und ich wurde von ihm als ein westlicher Reaktionär gebrandmarkt. Da mir die Kollegen damals mehrere ihrer jüngsten Bücher schenkten, aber mein Gepäck bereits mit gekauften Fachbüchern, Klavierauszügen und Taschenpartituren voll war – klassische Musik ist seit meinem Klavier- und Musikstudium mein Hobby –, schlug ein Kollege vor, die geschenkten Bücher im Rahmen der Zusammenarbeit unserer Institute per Post nachzusenden, wozu der besagte Angestellte beauftragt wurde und die Bücher auch entgegennahm. Da sie aber nicht ankamen und sich ihr Verbleib nicht eruieren ließ, schickten mir ein paar Kollegen daraufhin privat das eine oder andere

Erinnerungen an Begegnungen mit Germanisten aus den Ostblockstaaten

Exemplar. Als schließlich die Wende erfolgt war, erhielt ich nach sechs Jahren 1992 plötzlich ein Bücherpaket mit der brieflichen Mitteilung, diese mir gewidmeten Bücher hätten sich beim Aufräumen gefunden. Was war geschehen? Der im Rahmen der Perlustrierungen der Wende wegen seiner gegen andere gerichteten politischen Aktivitäten entlassene Angestellte hatte die Bücher als Bestrafung für mein „reaktionäres“ Verhalten in der Beurteilung der Geschehnisse um Tschernobyl gegen seinen Auftrag zurückbehalten.

Solch überzeugtem Parteigehorsam stand das Mitläufertum aus Eigenschutz gegenüber. Jede Stadt hatte in ihrem Zentrum einen großen Paradeplatz für politische Kundgebungen. Zu ihnen wurden die Belegschaften der volkseigenen Betriebe, die Schüler und Lehrer, die Beamtenschaft und auch die Universitätsangehörigen abgeordnet. Auf meine Frage, wie die Kollegen dazu stünden und wie sie sich dabei verhielten, bekam ich zu hören: „Natürlich müssen wir hingehen, aber wir winken dabei auf Anordnung mit den Fähnchen nach oben und erzählen uns untereinander Witze.“ Das war freilich nur unter Gleichgesinnten möglich und setzte gegenseitiges Vertrauen voraus.

In wissenschaftlicher Hinsicht lagen die Verhältnisse ähnlich. Zumindest bei Institutionen mussten die ausgesuchten Teilnehmenden an ausländischen internationalen Tagungen und Kongressen ihre Vorträge, Tagungsreferate und Publikationen den Leitern und teilweise noch übergeordneten Behörden zur Zensur vorlegen. Auch Bücher wurden entsprechend begutachtet. Während einige der den Geisteswissenschaften vorgegebenen marxistisch-leninistischen Linie folgten, begnügten sich andere mit absichernden Marx- und Engels- oder Leninzitaten. Je nachdem waren die Beiträge und Bücher im Westen unterschiedlich zu gebrauchen, was besonders dann der Fall war, wenn sie sich durch fundierte Materialgrundlagen und sachgebundene Interpretationen auszeichneten. Als Beispiel sei hier die in ihrer Darstellung wechselnde *Kleine Enzyklopädie – Die deutsche Sprache* genannt. In ihrer ersten Auflage in zwei Bänden von 1969/70 behandelte ein umfangreiches Kollektiv von 31 Mitarbeiter(inne)n sehr breit und anschaulich die verschiedenen Gebiete der deutschen Sprache, und das Werk erwies sich als ein sehr instruktives Handbuch, wenn auch die eingangs vorgetragene Konzeption der Sprachwissenschaft im Sinne der marxistisch-leninistischen Auffassung erfolgte, die Sprache als Widerspiegelung der Wirklichkeit und als Kommunikationsmittel der Gesellschaft versteht. Auf Grund ideologischer Kritik, die diese Grundsätze in den einzelnen Bereichen nicht genügend angewandt sah,

wurde dann 1983 die auf einen Band eingeschränkte Neufassung durch ein Kollektiv von nur mehr 19 Mitarbeiter(inne)n nach inzwischen ausgebauten und intensiviert angewandten marxistisch-leninistischen Theorien und Methoden möglichst liniengetreu ausgerichtet. Das zeigte sich besonders in der Darstellung der Sprachgeschichte, die nun in das Prokrustesbett der marxistischen Geschichts- und Gesellschaftsbeurteilung gezwungen wurde und entsprechend Sprachperioden des Feudalismus, Kapitalismus und Sozialismus unterschied. Nach der Wende erschien 2002 als weitere dritte Neuausgabe eine völlig andere *Kleine Enzyklopädie – Deutsche Sprache*, bei der auch einige der früher beteiligten Autoren mitarbeiteten.

Solche ideologisch ausgerichteten Darstellungen geschahen teilweise auch unter Zwang, wie überhaupt Mitarbeiter in Kollektiven den thematischen Vorgaben folgen mussten, gleichgültig ob solche Beschäftigungen ihren Voraussetzungen und Interessen entsprachen oder nicht. Oft genug musste ich hier frustrierte Klagen hören, dass man auf dem persönlich gewählten Forschungsgebiet wesentlich bessere und höhere Leistungen erbringen könnte als in den im Kollektiv auferlegten Pflichtarbeiten. Die individuelle Forscherpersönlichkeit war im totalitären System eben nicht gefragt, wie auch junge Wissenschaftler oftmals auf Gebieten eingesetzt wurden, die in der Planung als wichtig erachtet wurden, gleichgültig, welche Voraussetzungen die Betroffenen mitbrachten und welche Interessen sie hatten.

Persönliche Vortragseinladungen verliefen je nach Einstellung und Haltung der Gastgeber unterschiedlich, doch in jenen Fällen, wo eine gegenseitige persönliche Vertrauensbasis bestand, sehr herzlich. Ähnlich wie in Polen wurde dann bei häuslichen Einladungen alles herbeigeschafft. Obwohl es Zeiten schlechter Versorgung gab und vor den Geschäften Schlangen von Leuten angestellt warteten, bekam die bekannte Kundschaft durchaus das sonst nicht zu Habende unter der Hand. Freilich waren dafür nicht unmittelbar, aber immer wieder kleine Geschenke angebracht, und dies gelegentlich auch in Form von begehrtem Westgeld. An mitgebrachten Geschenken erfreuten wie in Polen besonders Kaffee und Süßigkeiten. Natürlich waren den Kollegen auch Fachbücher erwünscht. Sie zu transportieren gelang trotz der Grenzkontrollen meist ungehindert. Einmal aber wollte ich einem Kollegen eine kleine Faksimile-Ausgabe der zahlreichen Bildseiten der Handschrift des mittelalterlichen *Rolandsliedes* mitbringen. An der Grenze durchmusterte die Zöllnerin die Bücher und hielt sofort inne, als sie auf dem Buchumschlag die mit Lanzen aufeinander zureitenden Ritter erblickte. Sie durchblätterte daraufhin aufmerksam das Büchlein und musste noch mehr

Kampfszenen mit Lanzen und Schwertern feststellen. Entrüstet sagte sie zu mir: „Das ist unerlaubte Kriegsliteratur.“ Obwohl ich ihr klarzumachen versuchte, dass es sich um eine Bilderhandschrift des 12. Jhd.s und damit um historische Fachliteratur handle, blieb für sie das Büchlein friedensgefährdende Kriegspropaganda, und sie wollte es einziehen. Da sagte ich ihr endlich: „Das ist nicht Kriegspropaganda, sondern Pflege des kulturellen Erbes.“ Das aber war auch ihr ein bekannter Satz aus einem Parteiprogramm und sichtlich erzürnt und geschlagen gab sie mir das *Rolandslied* zurück und ging.

Was die Vortragsthemen betraf, so war bei Tagungen der Rahmen vorgegeben. Bei Gastvorträgen aber versuchte ich die Themen so zu wählen, dass ich bei Rückgriff auf meine Forschungsgebiete das Interesse der Kollegen und der Studierenden wecken konnte. So gab es Vorträge zur Sprachgeschichte, Dialektologie und Onomastik und wegen des Problems der nationalen Varietäten zum österreichischen Deutsch und infolge der Aktualität zur Soziolinguistik. An einer Universität weckte ein soziolinguistischer Vortrag weiteres Interesse, so dass mich die mit Dialektologie vertrauten Studierenden baten, das nächste Mal über das Wienerische zu referieren. Dem bin ich gerne nachgekommen, indem ich als Muster der verschiedenen städtischen Sprachschichten entsprechende Texte vortrug. Das schlug so ein, dass ich zur Tonbandaufnahme gebeten wurde und dazu die Lesung mit verbindenden Worten wiederholen musste. Hier ist hinzuzufügen, dass in Mittel- und Norddeutschland das gepflegte wienerisch gefärbte Hochdeutsch ein sehr beliebtes Idiom ist, mit dem Gemütlichkeit, Freundlichkeit, ja Herzlichkeit verbunden werden, was mir schon in Marburg bei den verschiedensten Anlässen sehr zustatten kam.

Als ich im Juni 1989 wieder zu Gast in der DDR weilte, war ich auf die Atmosphäre gespannt, denn es gab damals in einigen Städten bereits die wöchentlichen stillen Demonstrationen und die Massenflucht, zugleich aber die Vorbereitungen der Staatsspitze zum 40jährigen Bestandsjubiläum der DDR. Zu meiner Überraschung ließen zu diesem Zeitpunkt einige bisher durchaus liniengetreu wirkende Kollegen bereits ihre lang getragenen Masken fallen und schimpften voll Unmut auf die politischen Zustände und die Unerträglichkeit des Systems und verlangten Veränderungen. Das wurde, wie ich später hörte, auch in Funktionärsversammlungen gefordert, so dass der viele Jahre angestaute Unmut nicht mehr zurückzuhalten war. Als ich im selben Jahr 1989 Mitte November wenige Tage nach dem Mauerfall in Berlin den Brüder-Grimm-Preis für Verdienste um die Germanistik erhielt und da-

mit verbunden nach Haldensleben und Magdeburg sowie anschließend noch an eine Universität kam, hörte ich außerhalb und innerhalb der Universität, dass man mit dieser Entwicklung doch nicht gerechnet habe. Viele konnten die lang ersehnte Freiheit gar nicht begreifen. Besuche in Westberlin und in westdeutschen Nachbarstädten ließen die Leute trotz des in den letzten Jahren ungehinderten Empfanges des westdeutschen Fernsehens die Augen übergehen, und aus dem vielfältigen Warenangebot wusste man mit den erhaltenen 100 DM gar nicht, was man auswählen und mitnehmen sollte. Eine Mutter erzählte mir, dass es schließlich für ihre kleine Tochter ein Sparschwein war, denn das war eine bis dahin nicht gesehene Neuigkeit. Es gab freilich auch unbelehrbare Parteigänger. So pries in Magdeburg ein Stadtführer die großen städtebaulichen Errungenschaften der DDR und fürchtete, dass der erfolgreiche Plattenwohnbau nicht mehr fortgesetzt werden könnte. Dass aber der erste gotische Dom Deutschlands von Ruß schwarz geworden war und zahlreiche Bauschäden aufwies, störte ihn keineswegs, denn für ihn war er nicht zu pflegendes kulturelles Erbe, sondern ein Relikt aus der durch den Sozialismus überwundenen Feudalzeit. Stolz berichtete er auch vom Abriss von alten, im Krieg zerstörten Kirchen und Bürgerhäusern, was den Aufbau einer sozialistischen Stadt ermöglichte. So sehr ich mich über den Brüder-Grimm-Preis freute, der auch eine Anerkennung meiner mehrjährigen Pflege der guten Beziehungen darstellte, verursachte er mir in Wien auch Ärger. Wurde schon Anfang der 1980er Jahre, weil ich im Rahmen der Studienreform für die erforderliche Ausweitung der Sprachwissenschaft gegenüber der Altgermanistik eingetreten war, das Gerücht in die Welt gesetzt, ich sei ein die guten Traditionen verratender Kommunist, was man aus meiner östlichen Reisetätigkeit ableitete, so flammte nun diese Beschuldigung erneut auf. Sie wurde wohl aus Neid wegen meiner zahlreichen Einladungen nach Ost wie West in die Welt gesetzt und sollte mir in konservativen Kreisen der Fakultät schaden.

Als sich mit der Wende 1990 die DDR auflöste und durch Eigenbeschluss der Bundesrepublik angliederte, trat in meinen Beziehungen zur Kollegenschaft vorübergehend Funkstille ein. Es war dies die Folge der Perlustrierungen, die teils zu Pensionierungen und Entlassungen und teils zur Weiterbeschäftigung führten. Erst allmählich trafen wieder Grußkarten und Weihnachtsbriefe ein. Sehr wenige meldeten sich aber nicht mehr zurück, darunter solche, von denen ich es nicht erwartet hätte, und die, wie ich dann hören musste, nun andere neue westliche Beziehungen anknüpften. Auch in der österreichischen Kollegenschaft wurde die Wende in den Oststaaten unterschiedlich aufgenommen. Unter den linksorientierten Geisteswissenschaftlern herrschte Be-

Erinnerungen an Begegnungen mit Germanisten aus den Ostblockstaaten

dauern, weil man die ideologische Stütze zu verlieren fürchtete. Zugleich befürchtete man, durch die deutsche Wiedervereinigung ein an die Zeit des Deutschen Reiches vor 1938 erinnerndes Wiedererstarken Deutschlands und damit eine wirtschaftliche und kulturelle Vereinnahmung Österreichs, wenn auch nicht den Verlust der staatlichen Souveränität, was völlig unbegründet war. Bald aber setzten sich die vorübergehend unterbrochenen persönlichen Beziehungen zu den ostdeutschen Kollegen, von Ausnahmen abgesehen, wieder fort und geriet die vergangene Zeit in Vergessenheit.